

Citation style

Uhl, Matthias: Rezension über: Vadim Gennad'evič Obuchov, Uran
dlja Berii. Vostočnyj Turkestan v atomnom proekte Kremlja,
Moskva: Veče, 2010, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas /
jgo.e-reviews, jgo.e-reviews 2014, 1, S. 31-32, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/9b54d08cf69442d29714f5c4ff1652ca>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

ein paar Worte Wert gewesen, aber Krispin interessiert sich in erster Linie für die Gemeinsamkeiten und nicht für störende Unterschiede. Überhaupt zeichnet sich die Darstellung durch eine regelrechte Widerlegungswut aus und macht im Großen und Ganzen den Eindruck *cum ira et studio* geschrieben worden zu sein. So ist nicht immer klar, nach welchen Kriterien Aussagen in Čeka-Berichten Glauben geschenkt oder sie verworfen werden. Man kann den Eindruck haben, dass allzu leicht beiseite gewischt wird, was der These einer politisch bewussten und programmatischen Bauernschaft widerspricht. Es ist natürlich das gute Recht jedes Autors, nach Belegen für seine Thesen zu suchen, aber Krispin verfährt in eigener Sache doch sehr großzügig. Dafür nur ein paar Beispiele:

1. Wenn Anzeichen politischer Betätigung einzelner bäuerlicher Aufstandskomitees (STK) fehlen, dann erklärt Krispin das damit, dass ja auch keine entsprechenden Fragen zu behandeln gewesen seien, weil die Bauern das Programm der Aufstandsführung angenommen hätten (S. 245) – das mag so sein, aber man kann ebenso gut daraus schließen, dass politische Fragen die Bauern nicht allzu sehr interessierten.
2. Wenn Bauern Bahnlinien demontierten und die Schienen versteckten, dann kann das nach Krispin „nur den Sinn gehabt“ haben, dass die Bauern nach dem Sieg über die Bolševiki die Eisenbahn wieder in Betrieb nehmen wollten. Dies widerlege die Fortschrittsfeindlichkeit der Bauern (S. 163). Frei nach „Occams razor“ könnte man aber auch sagen: Kann man eine Bahnlinie nicht mit Sprengstoff zerstören, dann muss man sie eben demonstrieren. Wenn man die Schienen mit bloßer Hand nicht unbrauchbar machen kann, muss man sie verstecken, um den Gegner daran zu hindern, die Anlagen rasch wieder instand zu setzen.
3. Wenn aus Aufstandszeitungen eine gesamtstaatliche Programmatik hervorgeht, dann schließt Krispin daraus auf entsprechende bäuerliche Vorstellungswelten (S. 395 ff.). Nun weist er aber selbst immer wieder darauf hin, dass die Aufstände in

Tambov und Tjumen' keine reinen Bauernaufstände, sondern Angelegenheiten der „lokalen Gesellschaft“ im Ganzen waren. Aus anderen Fällen, wie etwa der Machno-Bewegung, wissen wir, dass die Zeitungen das Werk von mitschwimmenden Intellektuellen waren, deren Vorstellungswelt nur wenig mit derjenigen der Bauern zu tun hatte. Diese Möglichkeit diskutiert Krispin aber gar nicht. Obwohl nicht-bäuerliche Gruppen offenbar einen Anteil am Aufstand hatten (S. 231), werden die intellektuellen Leistungen allein „den Bauern“ zugeschrieben.

4. Krispin mokiert sich an vielen Stellen über die Annahme, die Sozialrevolutionäre Partei (PSR) habe eine führende Rolle bei den Aufständen gespielt – in der Sache mag er Recht haben. Aber er zeigt auch an mehreren Stellen, dass viele Aufstandsteilnehmer einen sozialrevolutionären Hintergrund hatten. Mag die Partei auch nicht als Organisation geführt haben, so müsste doch der Einfluss ihrer Programme und der Ideen anderer politischer Gruppen auf die Verlautbarungen der Aufständischen etwas ernster genommen werden.

Die Liste könnte verlängert werden. Krispins Anliegen, politischem Bewusstsein, Horizont und Programmatik der Bauern mehr Gewicht und Aufmerksamkeit zu verschaffen und die Bauern weniger als fortschrittsfeindliche Ludditen denn als Akteure mit staatlichen Visionen zu sehen, mag vieles für sich haben. Aber Begriffe wie „demokratisch“ oder „rechtsstaatlich“ gehen dem Autor doch etwas leicht von der Hand, und die ebenso bemühte wie apodiktische Art der Argumentation wirft mehr Fragen auf, als sie vermeintlich beantwortet. Nichtsdestoweniger werden vermutlich viele, die Martin Krispins Buch lesen, die Aufstände in Tambov und Tjumen' fortan in einem etwas anderen Licht sehen. Da ist vermutlich doch mehr, als viele bislang dachten, den Rezensenten eingeschlossen. Es stellt sich nur die Frage, was. Unsere Wissenschaft lebt von streitbaren Beiträgen und deshalb wäre es schön, wenn Krispins Thesen weiter diskutiert würden.

Felix Schnell, Berlin

VADIM GENNAD'EVICH OBUCHOV: Uran dlja Berii. Vostočnyj Turkestan v atomnom proekte Krem-lja. Moskva: Veče, 2010. 365 S., Abb. = Chroniki tajnoj vojny. ISBN: 978-5-9533-4438-8.

Als im Sommer 1945 die Sowjetunion ihr Atom-bombenprojekt im industriellen Maßstab begann, wurde rasch deutlich, dass hierfür beträchtliche Men-

gen an Uran notwendig waren. Vor allem die Geschichte der Uranlagerstätten in Sachsen, Thüringen und der Tschechoslowakei, die nach dem Zweiten Weltkrieg unter sowjetische Kontrolle gerieten, ist durch die exzellenten Forschungen von Rainer Karlsch und Zbyněk Zeman erschöpfend erforscht. Weitgehend unbekannt ist, dass die Sowjetunion den dringend benötigten Kernspaltstoff auch in der Re-

gion Ost-Turkestan abbaute. Der Verbindung zwischen der wechselvollen Geschichte dieser umstrittenen Region und dem sowjetischen Kernwaffenprojekt gibt das Buch des russischen Journalisten und Historikers Vadim Obuchov vor gewidmet zu sein.

Nach einer kurzen Einführung beschreibt der Autor zunächst die Geschichte des im chinesischen auch Xinjiang genannten Territoriums im frühen 20. Jahrhundert. Seit 1917 versuchte die Führung der Bolschewiki Einfluss in dem Gebiet zu gewinnen, wobei die sowjetischen Kommunisten zunächst nicht die Befreiungsbewegungen der dort ansässigen Uiguren und Dongxiang unterstützen, sondern – da Moskau den Schwund seines wirtschaftlichen Einflusses in der Region und „Gefahr für seine Grenzen“ fürchtete – mit der chinesischen Verwaltung zusammenarbeiteten. Mitte der 1930er Jahre retteten sowjetische Truppen dem Gouverneur von Xinjiang Sheng Shicai die Macht; er geriet daraufhin vollkommen unter den Einfluss Stalins und trat 1938 sogar in die kommunistische Partei ein. Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion setzte sich Sheng Shicai zunehmend von seinen moskautreuen Beratern ab und versuchte, mit der Kumintang zusammenzuarbeiten.

Wie Stalin daraufhin seine Politik änderte und jetzt – vor allem mit Hilfe seiner Geheimdienste – die eingesessenen Uiguren und Kasachen gegen die chinesische Herrschaft bis hin zur Errichtung der Republik Ost-Turkestan unterstützte, zeigen die weiteren Kapitel des Buches. Das 1945 geschaffene Gebilde sollte nach dem Willen des NKVD „ein von China unabhängiger, der Sowjetunion freundlich gesinnter muslimisch-demokratischer Staat“ sein. Mit dessen Zustimmung konnten sowjetische Geologen dann auch in Ost-Turkestan mit dem Abbau von Uranerzen für das von Berija geleitete Atombombenprojekt beginnen.

Seine Erwartungen, nach mehr als der Hälfte des Buches endlich detailliertere Informationen über den sowjetischen Uranabbau in Xinjiang zu erhalten, sieht der Leser allerdings getäuscht, da sich der Autor jetzt den politischen Ränkespielen in der Republik Ost-Turkestan widmet. Zwar flicht er hin und wieder Angaben zu den sowjetischen Bemühungen um die Atombombe ein, doch gehen diese selten über Allgemeinplätze und nur zu gut Bekanntes hinaus. Da zuverlässige Quellen augenscheinlich nur begrenzt vorhanden sind, muss Obuchov immer wieder – gerade wenn es um die Urangewinnung in der Region geht – spekulieren. So hält er es beispielswei-

se für möglich, dass japanische und sogar deutsche Kriegsgefangene in den Minen eingesetzt wurden, kann diese Vermutung aber an keiner Stelle erhärten.

Auch nach mehr als 300 Seiten hat der Leser kaum etwas über Berijas Rolle im Atombombenprogramm Stalins oder gar über den Uranbergbau in Ost-Turkestan erfahren. Stattdessen werden ausführlich das Ende des Staates und dessen Inkorporation in die Volksrepublik China beschrieben. Lediglich am Ende seines Buches legt Obuchov dar, wie die chinesische Atomindustrie die Uranlagerstätten in Xinjiang als strategische Reserve nutzt. 1959 wurde in Urumtschi, der Hauptstadt der Region, ein Werk zur Urananreicherung errichtet, dessen Kapazität Ende der 1970er Jahre die Verarbeitung von jährlich 300.000 Tonnen Uranerz erlaubte. Derartige Zahlen hätte sich der Leser auch für Berijas Kernwaffenprojekt gewünscht, doch der Autor muss diese schuldig bleiben, da er offensichtlich über keine entsprechenden Angaben verfügt. Folglich kann er die Bedeutung des Uranabbaus in Ost-Turkestan für den Bau der sowjetischen Atombombe nicht bestimmen.

Leider zeigt das vorliegende Werk von Obuchov, wie journalistische und historische Forschung in Russland gegenwärtig mitunter betrieben wird. Mindestens die Hälfte seines insgesamt durchaus zu gefällig lesenden – wenn auch am Thema vorbeigehenden – Buches hat der Autor bereits 2007 in seinem Werk „Schvatka šesti imperij. Bitva za Sin'čjan“ veröffentlicht. Um am Erfolg jener Publikation anknüpfen zu können, ergänzte Obuchov das neue Werk um das Problem des sowjetischen Uranabbaus in Ost-Turkestan. Obgleich das Buch den Titel „Uran für Berija“ trägt, bleibt der Autor fast alle Informationen zu diesem Thema schuldig. Genauso ärgerlich ist, dass Obuchov – wohl unter dem Druck des Verlages – auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichten musste. Die zahlreichen und umfangreichen Quellenzitate – die, soweit sie der Geschichte Ost-Turkestans gewidmet sind, aus durchaus interessanten Dokumentensammlungen stammen – bleiben deshalb ohne Belege und damit für die historische Forschung weitgehend wertlos. In diesem Fall hilft auch das umfangreiche Literaturverzeichnis nur bedingt weiter. Insgesamt haben sich der Autor und der Verlag mit dieser Publikation zu einem Etikettenschwindel entschlossen, denn ein Buch, das sich der sowjetischen Urangewinnung in der Region Ost-Turkestan widmet, muss in der Tat erst noch geschrieben werden.

Matthias Uhl, Moskau